

Wichtig war auch die geringe Zahl der in Dänemark lebenden Juden. Bei einer größeren Zahl ist es fraglich, ob Rettungsaktionen in diesem Umfang durchführbar gewesen wären. Die entschiedene kritische Haltung der Dänen gegenüber der Besatzungsmacht, die mangelhafte Vorbereitung der Deutschen auf die sog. „Judenaktion“, die geringe Zahl der Polizeikräfte und die Weisung an die deutschen Polizeitruppen, Wohnungen nicht aufzubrechen, trug wesentlich zum Gelingen der Rettung von Juden bei. Natürlich spielte auch die geographische Lage mit den nur wenige Kilometer entfernten Küsten des neutralen Schwedens und vor allem die Bereitschaft der Regierung Stockholms, Juden aufzunehmen, eine entscheidende Rolle. Neben all diesen Elementen sind auch die vielen anonymen Helfer nicht zu vergessen. „Schwerer ist es das Gedächtnis der Namenlosen zu ehren, als das der Berühmten“, schrieb Walter Benjamin im Jahre 1930. Ihrer sei an dieser Stelle gedacht.

Jüdische Frauen zwischen Tradition und Moderne

Angelika Salomon*

Die in den letzten Monaten geführte Diskussion um die politische Vertretung der in Deutschland lebenden Juden durch den Zentralrat und die Frage nach dem Sinn einer Einheitsgemeinde machte vielen – Juden wie Nichtjuden – bewußt, welche Vielfalt an Strömungen im Judentum sich in Deutschland seit der Schoa entwickelt hat. Diese Strömungen, ob orthodox, konservativ oder liberal, haben in Deutschland einen landesspezifischen Charakter entwickelt.

* Angelika Salomon, Referentin für jüdisch-christlichen Dialog in der Katholischen Akademie in Berlin, 1954 in Gotha geboren und in Thüringen aufgewachsen. 1973 und 1990 Studium an der Humboldt-Universität zu Berlin mit zweimaligem Abschluß als Diplomingenieurin, zuletzt im Bereich Wirtschaftswissenschaften.

Das deutsche Judentum von vor 1933 ist dagegen nicht mehr vorzufinden. Es gilt der bittere Satz von Leo Baeck, den dieser nach dem Zweiten Weltkrieg äußerte: „Die Geschichte der deutschen Juden ist zu Ende.“ Nach 1945 entstand eine andere jüdische Gemeinschaft in Deutschland: 15 000 Juden, die zumeist aus Osteuropa stammten und eigene Traditionen mitbrachten, Überlebende aus Deutschland und Rückkehrer aus dem Exil schlossen sich unter dem Dach des Zentralrates zusammen; die wenigen in Deutschland geborenen Juden konnten kaum die liberalen deutschen Vorkriegstraditionen in den jüdischen Gemeinden aufrechterhalten. Erschwerend kam hinzu, daß die Jüdische Gemeinde zu Berlin mit der politischen Situation einer Viersektorenstadt und der ab 1961 langjährigen Teilung der Stadt konfrontiert wurde. Charismatische Menschen, wie der verstorbene Oberkantor *Estrongo Nachama*, versuchten diese Spaltung der jüdischen Gemeinde durch „Wanderungen“ zwischen den Stadthälften zu überbrücken. Dennoch standen sich im Jahr 1989 eine ca. 400 Personen starke jüdische Gemeinde aus Ostberlin, mit vierzigjährigen Lebenserfahrungen in einem sozialistischen Staat, und eine ca. 6000 Personen starke jüdische Gemeinde in Westberlin, die zum Teil von der Inselsituation Berlins geprägt war, gegenüber. Hinzu kam, daß viele der Berliner Juden, bedingt durch den starken politischen Druck des Kalten Krieges und den immer wieder spürbaren Antisemitismus, mit „gepackten Koffern“ lebten. Die Frage war, ob sich dieses Nachkriegsdeutschland positiv oder negativ entwickeln würde und – später – ob das wiedervereinte Deutschland seine Verantwortung in Europa wahrnehmen würde, wozu auch ein ehrlicher Umgang mit der deutschen Geschichte gehört.

Diese Situationsbeschreibung ist wichtig, um die Fragestellung zu verstehen: „Konnten sich in dieser schwierigen Zeit überhaupt neue religiöse Traditionen entwickeln, Besonderheiten innerhalb der kleinen Jüdischen Gemeinden herausbilden und Freiräume für unterschiedliche Traditionen geschaffen werden, bei denen auch jüdische Frauen eigene Wege beschreiten konnten?“

Mit dem Zuzug der sogenannten „russischen Juden“ aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion und dem Fall der Mauer im Jahr 1989 brach eine ganz neue Epoche für die Jüdischen Gemeinden in Deutschland an und für die Bundesrepublik die Chance, neue, lebendige jüdische Gemeinschaften wachsen zu sehen. Aus den „Notgemeinschaften“ entstanden Gemeinden, in denen wieder alle Generationen vertreten waren und religiöses Leben in bunter Vielfalt entwickelt werden konnte. Männer wie Frauen konnten mit

Gleichgesinnten bewährte religiöse Traditionen praktizieren oder aber neue Wege einschlagen. Doch auch die vorhergehenden Jahre haben diese Wege mitbestimmt, Frauen wie Männer hatten sich engagiert, selber positioniert und vielleicht auf ein Wunder gehofft. Das schönste Zeichen dieser Hoffnung ist die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin: auf dem Hof sind die Grundrisse des zerstörten, 3000 Plätze beherbergenden Synagogenraumes zu sehen. Dieser Platz wird freigehalten für den Tag, da eine Synagoge in dieser Größe wieder gebraucht wird!

Jüdische Frauen in Deutschland

Wie sind die jüdischen Frauen mit dieser schwierigen Situation bis heute umgegangen? Gab es und gibt es einen sogenannten „Burgfrieden“, um die Einheit der Wenigen zu wahren? Selber langjährig in Ostberlin beheimatet, erlebte ich die kleine jüdische Gemeinde in dieser Stadthälfte als eine für andere offene Gemeinschaft. Wir Christen hatten Begegnungen mit jüdischen Gemeindevertretern und ließen uns von Traditionen erzählen, die im liberalen deutschen Judentum gepflegt wurden. Jüdische Frauen erlebte ich selbstbewußt und mit ihren Traditionen verbunden, bereit, Kompromisse einzugehen, um das wenige Vorhandene noch zu bewahren; aber ich erlebte sie auch kämpfend! Dann gab es die jüdischen Frauen, die Kommunistinnen waren und von einem neuen, besseren Staat träumten. Sie kamen vielfach aus dem Exil, nahmen unterschiedliche politische Positionen ein und waren als Kritikerinnen im eigenen Land wenig geschätzt. Sie erfuhren Ablehnung bis hin zur politischen Verfolgung. Sie hatten die Wahl zwischen Anpassung und Widerstand, wobei letzterer einschneidende berufliche Konsequenzen hatte! Von den Jüdinnen, die ich in Berlin persönlich kennenlernte, sollen (mit ihrer Einwilligung) hier einige vorgestellt werden.

Salomea Genin wurde 1932 als Kind armer polnisch-russischer Juden in Berlin geboren, mußte 1939 nach Australien fliehen und kam als überzeugte Kommunistin in die DDR. Sie gehörte zu den Frauen in der DDR, die an einen besseren deutschen Staat glaubten, beim Aufbau des Sozialismus mit-helfen, um dann Stück für Stück die Verlogenheit des Systems zu erfahren, und fast wäre sie daran zerbrochen. Meist hatten sich diese Frauen soweit engagiert, daß sie Opfer und Täterinnen zugleich wurden. Salomea Genin

stellte sich ihrer Vergangenheit bereits lange vor der politischen Wende in Deutschland. Sie trat an die Öffentlichkeit und erfuhr schärfste Ablehnung, weil es so leicht war, sie schuldig zu sprechen. Auch sie ist eine jüdische Frau auf der Suche nach ihrer Lebensbestimmung und paßt so gar nicht in das Bild der friedlichen, die Schabbatlichter anzündende Hausfrau. Doch wehe dem, der ihr diese Rolle abspricht!

Nach der politischen Wende lernte ich **Ora Guttman** kennen. Sie ist in Israel geboren, die Tochter eines polnischen Juden und zog 1957 mit ihrem Mann von Israel nach Berlin. Nach dem Krieg, als jüdische Familien Deutschland für immer verließen, wurde sie die erste jüdische Religionslehrerin in Westberlin! Dreiunddreißig Jahre war sie Lehrerin. In den sechziger und siebziger Jahren setzte sie sich dafür ein, den jungen Frauen die *Bat-Mitzwa* zu gestatten. Bis heute ist ihr die Gleichberechtigung der Frau ein großes Anliegen. In dem neuen Synagogenraum in der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße wurde sie selber – im Alter von 70 Jahren – das erste Mal aufgerufen, um aus der Tora zu lesen! Ihr waren immer die anderen Frauen wichtiger.

In dieser Synagoge hat sich eine Gottesdienstgemeinschaft gefunden, bei der Frauen und Männer *zusammen* in den Bankreihen sitzen, Jüdinnen aus der Tora lesen und eine Kantorin die alten Lieder singt. Es ist auch der Ort, wo Jüdinnen, die sich wieder auf ihr verlorengeglaubtes Judentum besinnen, eine Heimat finden.

Zu einer ganz anderen Generation als Ora Guttman und stellvertretend für viele jüdische junge Frauen steht **Elisa Klapheck** (geb. 1962). Ich lernte sie kennen, als sie zu uns über Regina Jonas, die weltweit erste Rabbinerin, sprach. Regina Jonas (1902-1944) war in ihrer Streitschrift „*Kann die Frau das rabbinische Amt bekleiden?*“ zu dem Ergebnis gekommen, daß „außer Vorurteil [...] fast nichts dem Bekleiden des rabbinischen Amtes seitens der Frau“ entgegenstehe. Elisa Klapheck kommentierte das maschinenschriftlich erhaltene Manuskript mit Erläuterungen und machte es der Öffentlichkeit zugänglich. Sie hat auch selbst verschiedene Artikel über den Status der Frau im Judentum geschrieben. Im Mai 1999 organisierte sie „vom Küchentisch aus“ zum Gedenken an Regina Jonas die europäische Tagung „Bet Debora“ für Rabbinerinnen, Kantorinnen, rabbinisch gelehrte und interessierte Jüdinnen (vgl. FrRu 6[1999]314 f.). Es kamen Rabbinerinnen aus Städten wie Moskau, Kiew und Budapest. Die Kongresse, die zuerst in Ber-

lin stattfanden, zeigten, daß es bis weit nach Osteuropa Rabbinerinnen gibt und daß die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Strömungen im Judentum kein Hindernis ist, sich miteinander zu vernetzen und auch religiöse Traditionen zu pflegen. Im Miteinander erkannten die Frauen ihre Fähigkeit, anders als Männer zu Gott zu sprechen, anders Gottesdienst zu feiern und dies nicht in Konkurrenz, sondern in Partnerschaft zum Mann! Es überraschte mich nicht, daß Elisa Klapheck Rabbinerin werden wollte und neben ihrer beruflichen Tätigkeit als Chefredakteurin für das „Jüdische Berlin“ und ihren vielen Engagements auch dieses Ziel in Angriff nahm. Sie begann ein Rabbinatsstudium in den USA und wurde im Januar 2004 ordiniert. Leider folgten sofort heftige Diskussionen in Berlin, ob Elisas Rabbinatsstudium rechtens sei. Elisa Klapheck steht mit ihrer Person dafür, daß Religion keine Privatsache ist. Sie läßt nicht zu, daß Judentum in Deutschland doch meist nur als Synonym für Holocaust und Antisemitismus steht und sie fordert, daß jüdische Gemeinden ein „positives gesellschaftsgestaltendes Element“ werden.

Meine Begegnung mit *Anna Borisovna Sochrina* (geb. 1958) war auch von sehr persönlicher Art und sie ist mir ebenfalls ans Herz gewachsen. Sie ist eine selbstbewußte Petersburgerin. Bevor sie sich auf den Weg nach Deutschland machte, war sie eine anerkannte Journalistin und Literatin mit zahlreichen Preisen. Ihr Mann war ein erfolgreicher Geschäftsmann. Als ihr persönliches Telefonbuch immer dünner wurde, weil Freunde und Verwandte emigrierten, dachten die beiden noch lange nicht an Ausreise, um dann doch fluchtartig nur mit zwei Koffern Petersburg zu verlassen, – sie waren Erpressern in die Hände gefallen. In Deutschland erlebte Anna nicht nur eine andere Kultur, sondern auch den Verlust ihrer gesellschaftlichen Anerkennung, die Aberkennung ihrer hohen fachlichen Qualifikationen, und die Ablehnung als „Russin“. Anna schrieb sich die Seele frei. Sie schrieb Geschichten der Emigration, die gerade die älteren Deutschen verstehen sollten, da viele von ihnen auch die Heimat verloren hatten, und doch blieb sie die „Russin“. Hinzu kam das Sprachproblem. Ein Teil der älteren russischen Emigranten lebte in der ersten Zeit „ohne Sprache“, weil sie Deutsch nicht mehr erlernen konnten. Hilfe gab es vom Arbeitsamt und von der jüdischen Gemeinde. Aber wie des Sprachproblems Herr werden? Wie eine Spaltung der jüdischen Gemeinde verhindern? Wie kann man miteinander in der Synagoge beten, wenn die gemeinsamen Traditionen fehlen, wenn die hebräische und die deutsche Sprache fehlt?

Inzwischen gibt es russisch/deutsche Gebetbücher, zweisprachige Gemeindezeitungen und Rabbiner, die Russisch lernen. Es gilt Zeit zu gewinnen, Zeit, in der die Juden aus der ehemaligen Sowjetunion nicht verzweifeln, sondern eine neue Heimat finden, Zeit, in der Alteingesessene und Neuzugewanderte einander begegnen, Zeit, in der die gerade gewonnenen Familien der Jüdischen Gemeinde nicht wieder verlorengehen. Inzwischen haben sich „russisch“-jüdische Frauen zu Interessengemeinschaften zusammengeschlossen, bilden Literaturzirkel, musizieren gemeinsam und bilden wissenschaftliche Clubs. Ein in Berlin neu entstandenes jüdisches Lehrhaus und weitere Orte der Begegnung versuchen, die religiöse Ausbildung zu sichern, zweisprachig, wenn es sein muß!

Annette Mirjam Böckler (geb. 1966) lernte ich in Potsdam, im Abraham Geiger Kolleg, kennen. Dieses Institut wurde erst 1999 gegründet (vgl. FrRu 7[2000]75), mit der Aufgabe, Rabbiner auszubilden. Damit haben sich die Verantwortlichen zum Ziel gesetzt, eine durch die Schoa abgebrochene Tradition wieder aufzunehmen. Sie sind Vertreter des Reformjudentums und sprechen davon, daß sie für das liberale Judentum in Deutschland stehen. Für Außenstehende ist dies schwer zu verstehen, weil man an die liberale Vorkriegstradition denkt und nicht an die völlig andere Situation heute. Annette Mirjam Böckler erlebte ich als ungeheuer engagiert und offen für alle Fragen. Sie arbeitete bis vor kurzem als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Abraham Geiger Kolleg und ist Herausgeberin zahlreicher religiöser Schriften. Für sie ist die gleichberechtigte Stellung der Frau im jüdischen Religionsleben eine Selbstverständlichkeit und andere Traditionen eine Herausforderung zur Diskussion. Auch das gesellschaftspolitische Engagement ist für sie selbstverständlich. Sie lädt ein zum Diskutieren und wartet nicht, bis man zu ihr kommt.

Rabbinerin Gesa S. Ederberg (35) wurde mir als Schriftgelehrte und gute Referentin empfohlen. Sie ist die Geschäftsführerin von Masorti e. V. und als solche Deutschland-Repräsentantin des „Conservative Judaism“. Die Masorti-Strömung innerhalb des Judentums ist im 19. Jahrhundert in Deutschland entstanden, als deutlich wurde, daß eine moderne Welt neue Fragen an die Tradition stellt, auf die neue Antworten gefunden werden müssen. Im Dezember 2002 erhielt Gesa S. Ederberg ihre *Smicha* (Ordination) am *Schechter Institute for Jewish Studies* in Jerusalem. Sie engagiert sich in Berlin für die religiöse Erziehung und hat dafür einen Kindergarten und eine

Kinderkrippe und auch ein Lehrhaus gegründet. Bei diesen Einrichtungen ist neben der jüdischen Religion die Gleichberechtigung der Geschlechter ein wichtiges Kriterium. Rabbinerin Ederberg ist gleichzeitig Rabbinerin der Jüdischen Gemeinde Weiden in der Oberpfalz.

Nechama Ehrenberg (geb. 1950), seitens der Mutter in der siebten Generation in Jerusalem ansässig, ist ausgebildete Lehrerin in den Fächern Tora und Geschichte. Sie hat 15 Jahre in Israel an der Schule unterrichtet. Seit 21 Jahren begleitet sie ihren Mann Yitshak Ehrenberg, der als orthodoxer Gemeinderabbiner in Berlin amtiert, und steht ihm mit Rat und Tat zur Seite. Nechama Ehrenberg hat fünf Kinder, zwei Enkelinnen und einen Enkel. Meine Begegnung mit ihr war für beide aufregend: Wir kannten uns nicht und waren nervös, kamen wir doch aus völlig anderen Welten. Da wir uns in der Katholischen Akademie begegneten, hatte ich „Heimvorteil“, aber sie erschien selbstbewußt, modern, gut angezogen, mit herrlichem Haar. Später lernte ich, daß sie, um den religiösen Traditionen zu entsprechen, eine Perücke trug. Sie sieht ihre Rolle als Frau ganz im Einklang mit der orthodoxen Lehre: „Der Platz der Frau in der Gesellschaft ist eher dezenter.“ Aber dafür überzeugte sie mit ihrem religiös begründeten Argument, daß der Mensch sich für seine Mitmenschen engagieren muß. Wir konnten uns also begegnen, miteinander vom Glauben und von der Verantwortung für diese Welt sprechen, wenn auch die Ausgangspositionen völlig andere sind. Das orthodoxe Judentum gibt vielen Berliner Juden eine Heimat. Um zu erfahren, wie es gelebt wird, muß man Nechama Ehrenberg begegnen oder ihrem Mann, Rabbiner Ehrenberg, denn in der Regel wissen wir viel zu wenig über diese Richtung des Judentums!

Die Begegnungen mit diesen Berliner Frauen ist repräsentativ für das bunte Bild der jüdischen Gemeinde in Berlin. Jede der Frauen hat ihre eigene Biographie, ihre eigenen Erfahrungen in Deutschland gemacht. Allen gemeinsam ist ihr Wunsch, ein lebendiges, vielfältiges Judentum in diesem Land zu gestalten und dafür Sorge zu tragen, daß das Wissen darüber auch an die nächste Generation weitergegeben wird. Die Wunden, entstanden durch die Schoa, lassen sich nicht schließen, aber es gibt ein „Danach“. Wir können alle dazu beitragen, daß die jüdischen Gemeinden in einer Atmosphäre der Toleranz, der Anerkennung und mit unserer Unterstützung wachsen. Viele Zukunftsfragen der jüdischen Bürger sind die gleichen wie die der Christen. Auch deswegen sollten wir die Begegnungen und das Miteinander suchen!